

Es ist realistischerweise davon auszugehen, daß es weiterhin Exporteure geben wird, die Exportrestriktionen auf illegale Weise zu umgehen suchen. Eine genügende fachliche und personelle Ausstattung der Kontrollbehörden ist unabdingbar. Für die Verfolgung illegaler Exporte wäre es auch hilfreich, wie von der Opposition vorgeschlagen, eine *strafbewehrte Anzeigepflicht* einzuführen, d. h. das Unterlassen der Anzeige eines geplanten Verbrechens der illegalen Weitergabe atomarer, biologischer

und chemischer Waffen und eines geplanten illegalen Rüstungsexports unter Strafe zu stellen.

Für eine effektivere Kontrolle der Rüstungsexporte ist zusätzlich etwas erforderlich, was nicht auf der rechtlichen Ebene anzusiedeln ist: Eine Öffentlichkeit, die alle rüstungsexportpolitischen Entscheidungen kritisch begleitet und an den Fragen von Rüstung und Entwicklung auch dann interessiert ist, wenn kein aktueller Krieg uns bedroht.

Georg Cremer

„Man schließt eine Art Burgfrieden“

Ein Gespräch mit Hanna-Renate Laurien

Wenn in einem bestimmten Alter der Kinder die Gegensätze fast unüberbrückbar erscheinen, schließen Familien oft eine Art Burgfrieden. Man spricht über gewisse Themen einfach nicht mehr. Ähnlich wie solche Familien, meint Hanna-Renate Laurien, Berlins Parlamentspräsidentin und auf vielen Feldern engagierte Katholikin, sehe gegenwärtig unter Katholiken kirchliches Leben aus. Ihre Folgerung daraus ist ein dreifaches Plädoyer: für ein nach innen und außen offenes Gesprächsklima, für mehr Sinn für Anknüpfungspunkte religiöser Fragen bei Jung und Alt, für Gemeinden, die gemeinschaftlich mehr Verantwortung übernehmen und sich von Bindungen an ein oft noch überhöhtes Priester- und Amtsverständnis lösen. Die Fragen stellte David Seeber.

HK: In einem hochkarätigen Zirkel katholischer Professoren hieß es neulich, das kirchliche Leben sei gegenwärtig nicht mehr spannungsreich, sondern schlicht krank. Evangelische Theologen machen sich sorgenvolle Gedanken über Zukunft und Niveau katholischer Moraltheologie. Auf der einen Seite werden fast überall binnenkirchliche Schrumpfungsprozesse bei gleichzeitigen scharfen Zentralisierungstendenzen beklagt, auf der anderen Seite wächst unter Protestanten die Furcht vor einem neuen katholischen Expansionsdrang. Wie sehen Sie, Frau Dr. Laurien, von innen und außen betrachtet gegenwärtig die Befindlichkeit „unserer“ Kirche?

Laurien: Insgesamt recht anders. Es trifft zwar zu, daß die öffentliche Diskussion etwa über moraltheologische Fragen ein beklagenswertes Niveau hat. Das will ich gar nicht bestreiten. Aber lese ich *Häring*, lese ich *Fries*, *Schillebeeckx* oder *Bachl* oder auch *Hünemann*, dann stelle ich fest, daß – auch in der Herder-Korrespondenz – eine großartige Auseinandersetzung über viele theologisch-kirchliche Fragen stattfindet. Da wird ernsthaft und auf hohem Niveau diskutiert, auch wenn durch „Rom“ oft zu sehr, z. B. durch eine Konzentration auf eine Moral der Mittel statt der Ziele, vergessen wird, die zentralen Wahrheiten unseres Glaubens zu vertreten. Und sehe ich in die Gemeinden hinein, dann ist die Lage dort zwar recht un-

terschiedlich – es gibt Gemeinden, in denen Menschen vorwiegend ihre Kuschelecke als Schutz vor dem harten Großstadtleben suchen –, aber es gibt auch volles Leben in Gruppen und Kreisen und echte Begegnung. Und was Rom so alles veröffentlicht, wird dort gar nicht zur Kenntnis genommen. Und nehmen Sie das Zentralkomitee der deutschen Katholiken, die Diskussionen dort im Plenum und die Gespräche in den Kommissionen, dann wird auch dort gute Orientierungsarbeit geleistet.

„Wenn einer sagt, ich komme ganz ohne Gott aus ...“

HK: Daß es theologische und auch andere Diskussionen von hohem Niveau gibt, möchte ich nicht bestreiten, auch nicht, daß viele Gemeinden heute lebendiger sind, als wir sie von früher her kennen. Aber es scheint ein großes psychologisches Problem zu geben, das sich immer mehr zu einem Strukturproblem auswächst, ein sich ausbreitender Zustand gegenseitiger Gesprächslosigkeit. Ein jeder hat sich seine Meinung zurecht gemacht und versucht gar nicht mehr, den anderen zu verstehen.

Laurien: Dies ist in der Tat eine große Schwierigkeit. Da erscheinen z. B. bei einer Veranstaltung Opus-Dei-Leute – ich habe gerade wieder eine solche Erfahrung gemacht – und melden sich in der Diskussion ganz harmlos zu Wort. Aber kaum ist man zu Hause, bekommt man von ihnen einen Brief des Inhalts, man sei Häretiker oder gar verdammt. Ich glaube nicht, daß ich allein recht habe, aber warum melden sich die Betroffenen mit all ihren Argumenten nicht in der Diskussion? Wir benehmen uns tatsächlich manchmal so, wie sich Familien verhalten, wenn in einem bestimmten Alter der Kinder die Gegensätze fast unüberbrückbar erscheinen. Man sucht einen Burgfrieden, indem über gewisse Themen – jedenfalls zeitweise – nicht mehr gesprochen wird. Wir vermeiden es, bestimmte Themen anzusprechen, obwohl wir nach innen wie nach

außen das Gespräch mit den Widersprechenden suchen müßten.

HK: Fehlt es uns kirchlich an Anregungs-, meinerwegen an Provokationskraft nach außen, weil wir untereinander wenig gesprächsfähig sind?

Laurien: Das ist wohl so. Aber manchmal fehlt es uns schlicht an Aufmerksamkeit für Vorgänge und Diskussionen „draußen“, wo es um unsere Sache geht. Ich darf Sie erinnern an ein Interview mit Friedrich Dürrenmatt wenige Monate vor seinem Tod. Es stand in der „Welt“ unter dem Titel „Das Christentum täuscht den Glauben nur vor“. Dieses Interview war eine ganz aufregende Sache. Ich sprach es im Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK) an und stellte fest, daß es nur ganz wenige gelesen hatten. Wenn da einer sagt: Ich komme ganz ohne Gott aus, weiß aber, daß die Menschen ein Überich brauchen, weil es sonst mit der eigenen Existenz schief geht, aber ich brauche das nicht, ich genüge mir selbst, dann ist das doch eine Weichenstellung, durch die Christen ganz fundamental herausgefordert sind. Ich habe mich nicht aus mir, ich verdanke Scheitern und Gelingen immer jemandem. Dürrenmatt hatte einen hohen Sinn für anthropologische Subtilitäten. Hätte es darüber eine kräftige Auseinandersetzung angegeben, die Welt hätte zugehört. Wir haben doch kluge Bischöfe. Warum sagen die nicht: „Dürrenmatt komm, ich stelle mich!“

„Bei den Evangelischen bedauere ich die politische Einseitigkeit, bei uns ist die Spannweite nicht breit genug“

HK: Müssen es gleich die Bischöfe sein, es gibt ja auch wohlausgestattete Akademien ...

Laurien: Ich nenne Bischöfe ja nur als Beispiel, es kann ja auch ein Professor oder sonst ein Laie sein.

HK: Muß das Problem nicht grundsätzlich neu angegangen werden? In einer fraktionierten Gesellschaft sucht ein jeder seine eigene Nische auf, und so sind wir im Gespräch der Welt mit hörbarer Stimme nur selten oder gar nicht dabei ...

Laurien: Dies ist ein ungeheuer wichtiger Punkt. In der pluralen Gesellschaft gibt es nicht nur viele Meinungen, sondern auch viele Eliten: politische, gewerkschaftliche, wirtschaftliche, kulturelle, kirchliche. Diese Eliten müssen miteinander ins Gespräch kommen. Das ist eine der Grundforderungen, wenn eine Gesellschaft ihre eigene Struktur behalten will und nicht in lauter Teile zerbröseln soll. Die Kirche hätte in dieser Situation die Aufgabe, solche Gespräche zu fordern. Gerade da vermisste ich in mehr als einem der Apostolischen Schreiben die Bereitschaft zum Dialog ...

HK: Es sieht so aus, als ob die evangelische Seite das immer noch besser könne als wir Katholiken, trotz aller verdienstvollen Akademien, Komitees und Verbände und Katholikentage.

Laurien: Das möchte ich differenziert sehen. Ein jeder hat da natürlich seine Erfahrung. In der Themenstellung und in der Themenbreite sind katholische und evangelische Bemühungen durchaus vergleichbar. Das zeigt sich auf Katholiken- und Kirchentagen ebenso wie auf Akademieveranstaltungen. Im katholischen Bereich ist aber der Bezug zur Glaubenswirklichkeit in der Regel deutlicher. Die Evangelischen sprechen über alles, aber wenn ich eingeladen werde, weiß ich oft nicht, komme ich zu einer beliebigen Politischen- oder Sozialakademie oder in ein evangelisches Haus. Zudem sind evangelische Veranstaltungen politisch viel einseitiger, jedenfalls im Verhältnis zur CDU.

HK: ... nicht einseitiger als katholische, nur in anderer Richtung ...

Laurien: Nein, die Einseitigkeit ist bei Evangelischen viel größer, oder zumindest fällt es dort nicht offenbar schwer, andere Meinungen auszuhalten. Wenn einer auf einer evangelischen Synode oder Akademie eine abweichende Meinung hat, muß er Angst haben, sie überhaupt sagen zu können. Ich gebe aber auch zu, daß die Courage, jemanden von außen mit total anderer Meinung einzuladen, unter Evangelischen manchmal ausgeprägter ist als auf unserer Seite. Bei den Evangelischen bedauere ich die politische Einseitigkeit, bei uns ist die Spannweite nicht breit genug.

HK: Unser Kernproblem ist vermutlich aber gar nicht die zu geringe Spannweite, sondern – Sie haben es angedeutet –, daß über bestimmte Fragen überhaupt nicht gesprochen wird, auch nicht mehr in der Verkündigung. Man weiß, die amtliche Lehre der Kirche ist die, die Meinung im Kirchenvolk aber eine ganz andere, und die eigene Überzeugung ist möglicherweise nochmals eine andere. Die Aussicht auf Verständigung ist gering, also läßt man's ganz und demonstriert damit, daß man nicht nur nach außen wenig kommunikationsfähig, sondern „innen“ mehr oder weniger sprachlos geworden ist.

Laurien: Dies ist in der Tat eine fast tödliche Gefahr. Man redet über gewisse Dinge nicht, weil man sich nicht streiten will, die gegensätzlichen Positionen aber feststehen. Sie brauchen nur das Beispiel Empfängnisverhütung zu nehmen: in der Regel sind Pfarrer und Gemeinden einig über das Prinzip verantworteter Elternschaft, wie es in „Gaudium et spes“ – schließlich auch ein kirchliches Dokument – beschrieben wird. Aber die päpstliche Lehre beißt sich an der Methodenfrage fest. Die eigentlichen Probleme, die mit einer verantworteten Elternschaft verbunden sind, werden überhaupt nicht mehr angesprochen. Verloren geht darüber zum einen, warum und zu welchem Zweck ich eine bestimmte Methode anwende. Zum anderen wird übergangen, was der Gebrauch der Pille für das Verhältnis der Geschlechter zueinander bedeutet, inwieweit z. B. die Pille für die Frau neben neuer Freiheit, auch neuen Druck von seiten des Mannes bedeutet. Wir verbauen uns so schlicht den Zugang zu einer differenzierten Ethik. Dies wird sogar bei unserer, sage

ich einmal ungeschützt, Fixierung auf den § 218 deutlich. Nicht selten kommen Frauen in die Beratungsstellen, die schon zwei, drei Kinder haben und oft einen Mann ohne jedes Verständnis. Soll man diese im Stich lassen nur aus Angst, Beratungsstellen in katholischer Trägerschaft könnten mitschuldig werden an Abtreibungen, weil sie den Beratungsschein ausstellen? Hier gilt es doch, wie es Franz Böckle einmal klar formuliert hat, zwischen Ziel und Ergebnis zu unterscheiden. Das Ziel ist der Schutz des ungeborenen menschlichen Lebens, das Ergebnis wird verantwortet durch die Entscheidung der, bzw. des einzelnen.

„Die Kirche von heute hätte mit der samaritanischen Frau wohl kaum geredet“

HK: Es herrscht Sprachlosigkeit aber nicht nur in diesen Fragenkomplexen, sondern in vielen anderen, zentralen. Das reicht von den wiederverheiratet Geschiedenen bzw. dem Umgang mit dem Gebot der Eheunauflöslichkeit bis zur künftigen Sicherung der Seelsorge, auch als Frage des Zugangs zu den geistlichen Berufen. Es gibt da zwar keine expliziten Denkverbote. Aber man weiß, die Regeln und ihre Auslegung ändern sich nicht und verzichtet deshalb darauf, längerfristige Perspektiven überhaupt zu überlegen.

Laurien: Beide Themen, die Sie nennen, sind wichtig. Ich würde sie aber doch gerne auseinanderhalten. Das Problem der wiederverheiratet Geschiedenen scheint mir für unsere Fragestellung typischer zu sein. Und hier ist es weniger das Problem, daß keine Perspektiven entwickelt werden, als vielmehr die Umsetzung dessen, was angeraten wird und was möglich ist. Wir fixieren uns allzusehr auf den Zugang oder Nichtzugang zum Altarsakrament und geben uns zu wenig Rechenschaft über das Ausmaß des Problems. Und es wird zu wenig umgesetzt, welche Aufgaben eine Gemeinde hat bei der Begleitung von Menschen, die davon betroffen sind. Oft dringt einfach auch zu wenig durch, was es dazu an pastoralen Empfehlungen gibt. Wir haben auf der Gemeinsamen Tagung der Bischofskonferenz und des Zentralkomitees in November 1988 durchaus Weiterführendes dazu gesagt. Aber ich mußte feststellen, daß in die Gemeinden, auch in meiner Gemeinde, davon wenig durchgedrungen ist. Es gibt tolle Inseln, wo Großartiges geschieht, aber es fehlt die Vernetzung, damit eine gesamtkirchliche Perspektive entstehen kann. Überdies geben wir uns zu wenig Rechenschaft über das Ausmaß des Phänomens und über die gesellschaftlichen Faktoren, die dazu führen. In der Bundesrepublik wird inzwischen jede dritte Ehe geschieden, in Berlin sogar jede zweite.

HK: Wenn ich es richtig sehe, wird gegenwärtig damit gerechnet, daß ein Drittel der während eines Jahres geschlossenen Ehen später geschieden werden. Aber beginnen die Probleme erst mit der Scheidung und nicht

vielmehr schon mit der Eheschließung und den in die Ehe gesetzten Erwartungen?

Laurien: In der Tat. Man ist darüber glücklich, daß die Heiratsfreudigkeit wieder gestiegen ist. Aber man darf sich nicht täuschen lassen. Darunter ist auch ein beträchtlicher Anteil von Geschiedenen, die wieder heiraten. Zugleich nimmt die Zahl der nichtehelichen Lebensgemeinschaften weiter zu. Von ihnen münden allerdings an die 70 Prozent in die Ehe. Aber es nimmt auch der Anteil derer zu, die als Geschiedene zwar eine neue Bindung eingehen, diese aber nicht mehr institutionalisieren. Das müßte uns veranlassen, nicht nur diese Gruppierungen seelsorglich in den Blick zu nehmen, sondern auch über die Ehe und das Entstehen heutiger Ehen neu nachzudenken. Früher gab es die Verlobung, man konnte sich schmerzlos entloben und dann jemanden anderen heiraten, und dann war das in Ordnung. Heute wird trotz vieler nicht ehelicher Gemeinschaften oft gleich geheiratet, ob die jungen Paare ehefähig sind, ob sie einander wirklich das Sakrament gespendet haben, ist oft zweifelhaft. Ohne zu heiraten, können sie den Partner so oft gewechselt haben, wie sie wollten, heiraten sie schließlich mit kirchlichem Segen, ist kirchlich dann anscheinend alles in Ordnung. Wir müssen, glaube ich, das menschliche Leben stärker als Prozeß verstehen lernen. Denken Sie nur an *Ulrich Becks* hochintelligente und auch für Katholiken nachdenkenswert Schrift „Das ganz normale Chaos der Liebe“ und den psychosozialen empirischen Hintergrund, den er ausleuchtet. Es ist ja auch so, daß Menschen, denen Gott abhanden gekommen ist, ihre Erlösung vom Ich im Du suchen. Das geht aber nicht. Ich habe manchmal Priestern gesagt, die am Abkippen waren: „Sie wollen sich ja nur von sich selbst erlösen, das schaffen Sie nicht und das wird auch Ihre künftige Frau nicht schaffen.“ Wenn die Kirche sich solcher Menschen und Situationen nicht liebevoll annimmt, geht sie an der Lebenswirklichkeit und am Auftrag Jesu vorbei. Die Kirche von heute hätte aber mit der samaritanischen Frau wohl kaum geredet.

„Viele werden durch die größere Freiheit überfordert, gerade deswegen dürfen wir vor ihr nicht fliehen“

HK: Das Prozeßhafte wahrzunehmen und zuzulassen, fällt aber allen traditionellen Gesellschaften schwer. Der Katholizismus ist zwar keine solche, aber gewiß nicht nur amtskirchlich doch eine Kulturprägung, die stärker aus Traditionen als aus dem Verständnis für Lebensformen im Wandel lebt. Veränderungen zur Kenntnis nehmen heißt oft schon Grundsätze verraten.

Laurien: Das ist sicher richtig und hat auch sein Gutes. Aber Verhältnisse wahrnehmen, wie sie sind und Menschen entsprechend begleiten, bedeutet nicht, daß Überzeugungen über Bord geworfen werden. Als ich im Saarländischen Rundfunk meine erste Sendung über Alleinerziehende und Glauben machte, wurde mir in Zu-

schriften vorgeworfen, ich würde damit vorehelichen Geschlechtsverkehr oder gar den Ehebruch sanktionieren. Aber es geht doch, wenn ich mich um Alleinerziehende und deren Kinder kümmere, nicht um die Ursachen, die im einzelnen dazu geführt haben, sondern um menschenfreundliche Hilfe und zunächst einmal einfach um Verständnis für Menschen, die sich in einer bestimmten Lage befinden und ihre Probleme haben. Warum also in unseren Gemeinden nicht auch Gesprächskreise von und mit wiederverheiratet Geschiedenen schaffen? Freilich müssen wir dazu am vielfach noch herrschenden Bild von der heilen Familie etwas korrigieren. Sonst verstehen wir veränderte Lebenswirklichkeiten nie. Für mich hat jedenfalls eine alleinerziehende Mutter oder ein alleinerziehender Vater genauso viel Würde und verdient die gleiche Hochachtung wie jemand, der – wie man so schön sagt – in einer intakten Familie lebt. Und ich glaube, wir müssen auch mehr zur Kenntnis nehmen, daß Menschen an sich und ihren Verhältnissen auch scheitern. Schließlich ist Jesus menschlich ja auch gescheitert. *Gottthard Fuchs* hat jüngst in einem Conciliums-Beitrag Erhellendes zu einer Theologie des Scheiterns geschrieben. Seine Erfahrungen hat er übrigens gewonnen aus einem Kreis mit lauter Menschen, die gerade eine Scheidung hinter sich hatten. Sich solchen Erfahrungen aussetzen, heißt auch, der Wahrheit näherkommen.

HK: Gegenwärtig scheint man aber sehr viel stärker als in einem erfahrungsoffenen Denken Halt in sicheren Normen und in sicheren Sätzen vielfach gegen alle Erfahrung zu suchen ...

Laurien: Normen und Sätze gehören – denke ich – zusammen, insofern beides formale Größen sind. Und für mich ist klar, daß es beide – Normen und Lehrsätze – als Orientierung eines Christenlebens geben muß und beide ihre Berechtigung haben. Aber es ist schon so, daß es unsere Kirche in großen Teilen einfach noch nicht geschafft hat, sich mit den gesellschaftlichen Entwicklungen wirklich zu konfrontieren. Als Beweis dafür wird neustens sogar festgestellt, das Zweite Vatikanum habe die bürgerliche Gesellschaft – ich meine wirklich die bürgerliche, nicht die spießbürgerliche, die es auch gibt – erst bejaht, als diese sich bereits in Frage stellte oder am Zerbröckeln war. Wenn ich aber an die Enzyklika „*Mirari vos*“ von 1832 mit ihrer Verdammung von Meinungs-, Gewissens- und Pressefreiheit denke und das mit dem vergleiche, was das Zweite Vatikanum über Religionsfreiheit ausgeführt hat, dann bin ich guten Mutes, daß das, was ich jetzt als mangelnden Wirklichkeitssinn kritisiere, irgendwann auch eine Korrektur erfährt. Noch freilich herrscht eine große Angst vor der menschlichen Freiheit. Es ist keine grundlose Angst, viele werden durch die größere Freiheit überfordert, manche scheitern, aber gerade deswegen dürfen wir vor ihr nicht flüchten.

HK: Ist ein anderes, mindestens ebenso großes Problem nicht dies, daß angesichts der täglichen Konfrontation weniger mit dem Unglauben als mit der Gleichgültigkeit

gegenüber Glaubensfragen Sicherheit gesucht wird, weniger im Glauben selbst als in den Formeln, durch die Glaube ausgelegt wird? Manchmal gewinnt man fast den Eindruck, es gebe auch so etwas wie einen Unglauben des Lehramtes.

Laurien: Ich würde mich als Laie vorsichtiger ausdrücken. Aber wir sollten uns – glaube ich – auch in der kirchenamtlichen Verkündigung stärker bewußt sein, daß es eine heilige Erfahrung des Geschütteltseins von Nicht-glauben-Können gibt. Die kleine Theresia hat diese Spannung in erschütternder Weise an sich selbst wahrgenommen und durchgestanden. Es ist eine Erfahrung vieler großer Mystiker. Aber wichtig ist auch das andere, was Sie gesagt haben, die nicht zugegebene Glaubensunsicherheit, die oft hinter der Zuflucht zu den sicheren Sätzen steckt. Aber auch das hat weniger mit verdecktem Unglauben zu tun als mit der Sorge vor nicht bewältigter oder nicht bewältigbarer Freiheit. Mir kommt da immer wieder die Dostojewskij-Erzählung vom Großinquisitor in den Sinn. Gottfried Bachl hat sehr Nachdenkliches und sehr Nachdenkenswertes darüber geschrieben. Der Großinquisitor sagt, als Jesus kommt: diese Freiheit, die du gegeben hast, ist grauenhaft, die halten Durchschnittsmenschen nicht aus, ich befreie sie davon und trage diese Last. Diese Entlastungsfunktion, die andere in Unmündigkeit stürzt, verbirgt sich vermutlich hinter solchem Denken.

„Christentum entfaltet sich weder auf der Grundlage von abstrakten Sätzen noch auf der gut funktionierender Verwaltungsstrukturen“

HK: Sehen Sie Alternativen, bzw. was tun Katholiken, um solches Verhalten aufzubrechen?

Laurien: Ich will natürlich nicht verallgemeinern, aber ich denke, wir kommen da und dort schon ein Stück voran. Ich erinnere mich an eine Diskussion vor einiger Zeit bei den Pallottinern in Vallendar. Ihr Thema hieß: „Meine Erfahrung mit der Kirche, was mich an ihr ärgert, was mich ermutigt“. Da sagte ein Mann im Gespräch: „Wir, die wir uns mit dem Glauben beschenkt wissen, müssen doch deutlich machen, daß unsere Kritik aus dem Glauben und nicht aus Ablehnung kommt.“ Ich fand das einen ungemein hilfreichen Beitrag. Wenn sich das durchsetzte von der Kirchenzeitung über die Theologen bis zur Bischofskonferenz, dann kämen wir schon einen Schritt weiter. Ein guter Beitrag dazu wäre auch, wenn große Hirtenbriefe nicht nur als Einheitsmeinung veröffentlicht, sondern Entwürfe, wie es in Amerika selbstverständlich geworden ist, öffentlich diskutiert würden. In der bisher praktizierten Nichtöffentlichkeit, in der Scheu, ja Ablehnung öffentlicher Diskussionen, sehe ich jedenfalls einen Kardinalfehler kirchlichen Führungsverhaltens. Wenn jüngste römische Dekrete leidendes Schweigen fordern, gehen sie an der Wirklichkeit unserer Zeit und an der Wirklichkeit des Menschen vorbei.

HK: Seit dem Zweiten Vatikanum befindet sich die Kirche im akuten Prozeß eines neuen Weltkirchewerdens. Aus Angst vor zentrifugalen Kräften oder weil das eigene Kirchenbild nichts anderes zuläßt, ist dieser Prozeß sehr bald gebremst worden durch einen erstarkenden Zentralismus, der sich von einem Lehramts- und Verwaltungs- zu einem pastoralen Zentralismus ausweitet. Die heutigen Organisationsressourcen und Kommunikationsmethoden erleichtern das. Aber ist das vom Glauben her überhaupt eine Möglichkeit?

Laurien: Die Tendenz ist offensichtlich. Erkennbar wird das an den Bischofskonferenzen, die man ja nicht stärken, sondern schwächen möchte, sodann an der Art, wie Treffen der Bischöfe beim Papst vor sich gehen, die nicht immer dem Kollegialitätsverständnis des Zweiten Vatikanums entsprechen. Erkennbar wird das aber auch an der Schwierigkeit, nach Kulturkreisen unterschiedliche Liturgien, Kult- bzw. Gottesdienstformen zuzulassen. Bisher ist in dieser Beziehung wenig geschehen. Sie haben eingangs gesagt, es gebe in den anderen Kirchen Angst vor einer neuen katholischen Expansion. Ich sehe eher eine gewisse Erstarrung in den ökumenischen Bemühungen, weil die Einheit in der Vielheit oder diese Vielheit in der Einheit offenbar wieder stärker der Einheitlichkeit weichen soll. Aber Sie fragen, ob das vom Glauben her überhaupt so gehe. Mir hat diesbezüglich eine Stelle in der Apostelgeschichte ungemein Eindruck gemacht. Paulus, damals noch Saulus, will Briefe vom Hohen Rat haben, um, wie früher übersetzt wurde, gegen „die Leute von der neuen Lehre“ vorgehen zu können (Apg 9, 2); jetzt heißt es „die Leute vom neuen Wege“. Das scheint mir der entscheidende Unterschied zu sein: Christentum entfaltet sich weder auf der Grundlage von abstrakten Sätzen, so hilfreich solche auch sein können, noch auf der gut funktionierender Verwaltungsstrukturen, so wichtig diese für den kirchlichen Zusammenhalt auch sein mögen, sondern als gemeinsamer Weg derer, die glauben. Das bedeutet: nicht Schüler, sondern Nachfolge, nicht Lehre, sondern Leben. Und vor allem bedeutet es: die Lehre ist eine Konsequenz der Lebensverkündigung Jesu und nicht umgekehrt.

HK: Gesellschaftsanalytisch ließe sich auch anders argumentieren: Je mehr die Kirche sich vor allem institutionell zu profilieren und zu festigen sucht, um so mehr wird sie – zumal in einer Zeit geschärfter Institutionenkritik – sowohl geistlich wie institutionell gefährdet ...

Laurien: Ich würde so sagen, indem ich die Institution überziehe, gefährde ich sie. Es ist ja oft so: Politisch führende verweigerte Evolutionen zu Revolutionen. Indem ich Institutionen gegen ihren Wandel abschotte, trage ich unter Umständen zu ihrer Abschaffung bei. Dies wäre tödlich. Denn nur im institutionellen Rahmen kann ich überhaupt Glauben „weitergeben“. Ohne Kirche gäbe es keine Verkündigung. Gerade deswegen darf es keine Erstarrung in der Institution geben. Das Haus muß Fenster und Türen haben, es darf kein betonierter Keller sein.

HK: Liegt neben vielen anderen religiösen und gesellschaftlichen Faktoren nicht gerade hierin ein Grund dafür, daß wir uns kirchlich vor allem mit den jungen Leuten schwer tun? Oder anders gefragt: Verhindert die Kirche durch ihr Erscheinungsbild als Institution und ihre Autoritätsausübung, daß über Institution und Autorität unvoreingenommen geredet werden kann?

Laurien: Es ist eine alte pädagogische Einsicht, wenn ich etwas überbetone, erreiche ich das Gegenteil. Das weiß jeder, der mit Jugendlichen umgeht. Beim großen Pädagogen Theodor Litt hieß es deshalb: Führen und wachsen lassen. Wir müssen natürlich auch führen und nicht nur wachsen lassen. Aber falsch wäre es zu meinen, man führe nicht mehr, wenn man wachsen läßt. Ich bin z. B. sehr oft mit dem BdkJ im Krach, und ich finde es manchmal hirn-rissig, was einzelne da gesagt haben. Aber das ist überhaupt kein Anlaß, mit ihnen nicht weiter das Gespräch zu suchen oder ihnen gar die Existenzberechtigung zu bestreiten. Ich habe doch das Recht zum Widerspruch nur dann, wenn ich dem anderen auch sein Recht zum Widerspruch lasse. Natürlich ist das Grundproblem nicht gelöst, das die Lebensfrage unseres freiheitlichen Gefüges überhaupt ist, wie setze ich mich mit anderen Meinungen auseinander, ohne in Beliebigkeit abzugleiten. Insofern landen wir immer wieder beim Umgang mit der menschlichen Freiheit.

„Den Armen dienen und gleichzeitig die Trinität verkünden: das ist es, was mich an den Befreiungstheologen fasziniert“

HK: Nicht zu leugnen ist aber, daß Strategien autoritativer Entscheidungen mit zentralisierenden Wirkungen von Lehrweisungen bis zu Personalentscheidungen trotz der spürbaren Verengungen und des Verlustes an binnenkirchlicher Freiheit, jedenfalls im struktursoziologischen Sinne, durchwegs erfolgreich sind. Ein besonderes Beispiel der letzten Jahre ist die lateinamerikanische Befreiungstheologie, die heute weithin als „gezähmt“ erscheint.

Laurien: Struktursoziologisch wohl, aber theologisch nicht. Und was die Befreiungstheologie angeht, da hat sich nicht nur Rom dieser gegenüber durchgesetzt, sondern die Befreiungstheologie hat auch das gesamtkirchliche Leben befruchtet. Ich verweise als Beispiel hier nur auf die stark von der Befreiungstheologie beförderte Einsicht, daß es nicht nur eine individuelle Sünde gibt, sondern auch eine strukturelle, und daß Strukturen verändert werden müssen – auch in der Kirche –, wenn sie ungerecht geworden sind oder der Glaubwürdigkeit der christlichen Botschaft schaden. Lange wurde das abgelehnt, heute findet man diese Aussage auch in päpstlichen Dokumenten. So haben sich immerhin Einsichten durchgesetzt, die früher als häretisch galten. Es ist aber wohl so, daß neue Entwicklungen immer wieder so gebremst werden, daß es am Ende nur halbe Durchbrüche gibt, daß zwar Übertreibun-

gen etwa der Glaube an die Reformwirkung sozialistischer Modelle gebremst, aber Bewegungen wie die Befreiungstheologie um die Kraft ihrer Initialzündung gebracht werden. Ich habe übrigens gerade *Leonardo Boff's* Trinitätslehre gelesen. Ich kann nur sagen, etwas theologisch „Konservativeres“ kann man sich kaum vorstellen.

HK: Man sagt, es herrsche unter Befreiungstheologen eine große Glaubenseinfalt, die sich mit einem starken Sinn für das Soziale verbindet ...

Laurien: Genau das ist es. Wenn ich meinen intellektuellen Freunden, die nichts mit Kirche zu tun haben, deren Gedanken vortrüge, würden die mich mit großen Kinder-Augen anschauen und sagen, das kann doch nicht wahr sein, so naiv kannst du doch wohl nicht glauben. Für mich ist höchst eindrucksvoll, wie sich gerade bei einem Theologen wie Leonardo Boff ein tiefer trinitarischer Glaube verbindet, mit einem entschiedenen Einsatz für die Armen, mit einem Einsatz, der dann nicht nur theoretisch formuliert, sondern praktisch gelebt wird. Den Armen dienen und gleichzeitig die Trinität verkünden, der praktische Einsatz, der doch immer wieder vorstößt zum theologischen Kern, während wir immer wieder durch Themen zweiter Ordnung gebunden werden: das ist es, was mich an Befreiungstheologen fasziniert.

HK: Wollen Sie damit sagen, daß Strukturresistenzen in der Kirche uns zwingen, uns bei sekundären Themen aufzuhalten und uns auch deswegen die Kraft abgeht, unseren Glauben intellektuell und existentiell tiefer zu verstehen und zu leben ...

Laurien: Ja, genau das. Wir verkürzen so den Glauben selbst, Gott ist ja kein Monolith, sondern Trinität, ein Gott des Gesprächs, ein Gott, der nur in Beziehungen existiert. Was das für den Menschen bedeutet, was das letztlich auch für die Strukturen der Kirche bedeutet, wo kommt das im kirchlichen Leben gegenwärtig wirklich durch? Warum nehmen wir uns so wenig Zeit, uns mit diesen Dingen zu beschäftigen?

HK: Vielleicht, weil es in den heutigen Lebenszusammenhängen überhaupt schwierig ist, sich in den Kategorien einer Offenbarungsreligion zu verständigen. Ein tiefes Wissen um das Trinitarische unserer Wirklichkeit ist Christen eines ausgereiften Glaubens möglich. Aber wie erschließen wir diese – im traditionellen Sinne – übernatürliche Wahrheit als Lebenswirklichkeit zum Beispiel jungen Menschen, die höchstens eine bruchstückhafte Ahnung davon haben?

Laurien: Daß dies schwierig ist, gebe ich gerne zu. Aber ich komme nochmals auf den vorhin genannten Wechsel im Text der Apostelgeschichte zurück: nicht „Leute von der neuen Lehre“, sondern „Leute vom neuen Weg“. Konkret heißt das z. B.: Wie umgehen mit jungen Leuten, die Ihnen absolut widersprechen? Wenn Sie als ersten Satz sagen, das ist keine Bekehrungsveranstaltung, ich möchte von euch lernen, was Ihr denkt, und ich hoffe, Ihr wollt von mir lernen, was ich denke, dann ist das noch lange

kein Zueinander, aber es ist schon eine Brücke. Und wie oft ist es mir passiert, daß sie sagen: Ich sitze zwar auf einem anderen Ufer, aber ich möchte weiterhören, was Sie auf Ihrem Ufer sagen. Aber auch sie müssen an uns merken können, daß wir teilnehmen an dem, was sie selbst meinen. Dabei dürfen wir ihnen Kritik nicht ersparen. Wenn sie sagen, findest du das so schlimm, was ich denke, dann sage ich auch, ja, ich finde es schlimm. Da wird der eine oder die andere dann doch nachdenklich. Und dann kommen die großen Wendungen des Lebens, Geburt und Tod, da läßt sich anknüpfen auch bei solchen, die nicht viel mehr mit der Kirche verbindet als die Kirchensteuer als noch erhaltenes Verbindungsglied ...

„Wir ahnen oft gar nicht, welche Anknüpfungspunkte sich bieten“

HK: Von der Trinität als Urwirklichkeit sozialer Vernetzung zur Kirchensteuer ist ein weiter Sprung ...

Laurien: Man muß das nicht verabsolutieren. In anderen Ländern ist das auch anders. Aber bei uns ist die Kirchensteuer noch ein Verbindungsglied, und das erleichtert dann auch den Kontakt bei Taufen, Hochzeiten und Beerdigungen, und diese Gelegenheiten sind das eigentlich Wichtige. Ich habe oft in unterschiedlichen Funktionen, aber fast nie in einer kirchlichen Funktion bei Begräbnissen zu sprechen. Ist der Verstorbene gläubiger Christ gewesen, ergibt sich alles von selbst. War er oder sie es nicht (Beispiel: CDU-Mitglied, gestorben ohne Kirche, Begräbnis ohne Pfarrer mit bestelltem Begräbnisredner), und sage ich dann etwas zur Person in der Weise: Ich kann nicht mehr mit ihm reden, der Tod hat das Gespräch beendet, aber er lebt in einer Wirklichkeit, die unser Alltagsverstehen übersteigt, dann geschieht es fast jedesmal, daß die Angehörigen nochmals kommen und ein Gespräch darüber anfangen, was denn diese Wirklichkeit sei. Mit der Trennung von der Kirche als religiöser Institution wird leider auch die Dimension der Transzendenz zugeschüttet. Vielleicht ahnen wir kirchlich oft gar nicht genug, welche Anknüpfungschancen sich bei solchen Anlässen bieten.

HK: Möglicherweise. Aber haben wir es diesbezüglich nicht auch mit einer besonders zwiespältigen Situation zu tun? Man findet offene Zugänge jenseits aller – wenn Sie mir diese religionssoziologische Abstraktion erlauben – institutionalisierten Religiosität. Aber alles wird hoch abstrakt gesagt und wird kaum zur persönlichen Herausforderung.

Laurien: Gewiß. *Klaus Hemmerle* hat in dem Zusammenhang einmal von einem Passepartout-Gott gesprochen: alles bleibt diffus und persönlich unverbindlich. Aber man kann es auch anders sehen, wenn das Gespräch nicht gleich zum Kern kommt. Es ist schon viel, daß überhaupt ein Gespräch darüber möglich wird, daß es eine Wirklichkeit gibt, die unseren Alltag übersteigt, oder wenn Menschen überhaupt beginnen, sich als Fragende zu begrei-

fen. Es ist einfach wichtig, daß sich erste Türen öffnen. Vielleicht haben wir auch schlicht verlernt, anthropologisch ein wenig tiefer zu bohren: etwa, daß der andere für mich ein Geheimnis bleibt, daß ich zwar weiß, was er mir sagt, aber nicht weiß, was er mir nicht sagt, daß es einen Abgrund gibt zwischen dem Du und dem Ich und daß dies auch ein Gotteshinweis sein kann. Oder daß es Dichtung und Sprache gibt und daß es beides – ich lese gerade George Steiner – nur geben kann, weil es das Numinose gibt.

HK: Sie sagen, anthropologisch tiefer bohren. Isoliert sich das Christliche so sehr vom Menschlichen und bringt es sich deswegen um seine Chancen, weil es – siehe unsere vielen Entchristlichungstheorien und Rechristianisierungsstrategien – zu sehr um sich selbst bekümmert ist . . .

Laurien: Für mich ist die größte Gefahr nicht die der Entchristlichung, obwohl es auch eine sein kann. Die größere Gefahr ist für mich, daß oft so ausschließlich nur das Hier zählt, im wesentlichen das Materielle, mit dem dann eine diffuse Sinnsuche in irgendwelchen Nischen des Glücks durchaus korrespondiert. Die Gesellschaft zerbricht so in lauter Inselchen. Und wenn das so ist, und wenn ich weiß, wie schwer sich Menschen heute tun, sich irgendwo verbindlich zu binden, dann muß ich mich um so mehr um das Empfindlichmachen für dieses Vorfeld bemühen, was übrigens mit ganz einfachen Menschen oft leichter geht als in abgeschotteten Intellektuellenzirkeln.

„Die Gemeinden müssen sich wandeln“

HK: Ich möchte nochmals bei den Anknüpfungspunkten anknüpfen. Sie haben die kirchlichen Kasualien – Taufe, Hochzeit, Beerdigung, vor allem letztere – als besondere Chance herausgestellt. Aber wo gibt es die Menschen, die solche Chancen wahrnehmen, hat die Kirche sie noch? Ein Pfarrer, der zwei, drei Pfarreien zu „verwalten“ hat, der von Gruppen- und Verwaltungsarbeit erstickt wird und u. U. mehrere Beerdigungen in der Woche zu halten hat, kann kaum die Empfindsamkeit entwickeln, um in Leuten, die zu einer Beerdigung oder zu einer sakramentalen Handlung kommen, Fragen zu wecken und sie im Suchen nach Antworten seelsorgerlich zu begleiten . . .

Laurien: Es gibt sicher nicht genug davon, aber es gibt die Menschen schon, die das können. Mütter, auch manche Väter, auch Tanten und Onkel oder Großeltern, in jeder Gemeinde gibt es sie. Natürlich sind unsere Pfarrer überlastet. Aber ein Bischof sagte mir einmal, man muß auch weggehen können. Und ich weiß, daß er sich regelmäßig zurückzieht, und es dann auch über sich bringt, für niemanden erreichbar zu sein und eben dadurch auch wieder ganz für die Menschen da zu sein.

HK: Abgesehen davon, daß es ein Bischof diesbezüglich vielleicht noch leichter hat als ein Pfarrer, und das Weggehen auch eine Frage des Temperaments, vielleicht auch des Charakters ist, ist das für mich ein strukturelles Pro-

blem. Ist solche Vorfeldarbeit und die darauf folgende seelsorgliche Begleitung mit dem heutigen kirchlichen Personaltableau und der gegebenen Personalstruktur überhaupt möglich?

Laurien: Auch ein Pfarrer kann solche Inseln einplanen. Aber zu Ihrer eigentlichen Frage: Ja, auch mit der heutigen Personalstruktur ist das möglich, wenn wir uns bewußt werden, daß wir alle Kirche sind und wenn wir lernen, die Dienste, die möglich sind von Bruder zu Schwester, von Schwester zu Bruder wirklich annehmen. Der Firmunterricht in einer Gemeinde kann z. B. wie der Erstkommunionunterricht sehr gut von vier Müttern und zwei Vätern gegeben werden und der Priester braucht sich nur ab und an sehen lassen. Das Problem ist weniger ein strukturelles als ein psychologisches: Die sog. Frommen in der Gemeinde sagen, wenn das nicht der Pfarrer selbst macht, dann ist das nicht richtig. Wir sprechen dauernd von Mitverantwortung und nachkonziliarer Kirche und sind in unseren Reaktionen manchmal so vorkonziliar wie überhaupt nur vorstellbar . . .

„Kirche sollte gelebten Glauben als Prozeß vertreten“

HK: Aber die Gemeinden leiden jetzt schon unter der Überalterung des Klerus, nicht nur darunter, daß es zu wenig Priester sind, sondern daß auch altersbedingt sich viele darunter befinden, die seelsorglich schlicht überfordert sind. Und der von Pfarrei zu Pfarrei, von Gottesdienst zu Gottesdienst eilende Sakramentenpriester kann doch kaum die Zukunftsperspektive der Kirche sein. Es bedarf wohl doch auch neuer Zugänge zum Priesteramt . . .

Laurien: Ich möchte mit sehr viel mehr Nachdruck bei der lebendigen Gemeinde ansetzen. Wir haben inzwischen eine Menge Dienste in der Kirche, die noch stärker profiliert und auch ausgebaut werden können. Wir haben Diakone, männliche – warum lassen wir nicht auch weibliche zu? –, wir haben Pastoralreferenten. Warum kein Ja zu viri probati? Die Laiendienste könnten weiter ausgebaut werden. Warum kann nicht ein Diakon oder der eine oder andere normale Christ einmal oder zweimal in der Woche einen Wortgottesdienst halten? Das Problem ist die Akzeptanz durch die Gemeinden. Die Gemeinden müssen sich wandeln. Wenn ich aber ständig von neuen Zugängen zum Priesteramt rede, dann lande ich doch wieder bei der Pfarrerkirche. Ich bin da altmodisch. Ich halte die Zulassung von Frauen zum Priestertum durchaus für möglich, aber es muß alles auch im richtigen Augenblick geschehen. Gegenwärtig würde das unsere Kirche gnadenlos spalten. Die Zulassung zum Diakonat für Frauen ja, da gibt es keinen theologischen Streit mehr, sondern nur Ängstlichkeit und Nicht-vollziehen-Wollen eines Möglichen.

HK: Aber an der Verbindung von Pflichtzölibat und Amtspriestertum möchten Sie festhalten?

Laurien: Ja. Ich halte viel von Hingabe, von Verfügbarkeit für eine Aufgabe um der Menschen willen. Daß der Zölibat oder die Möglichkeit der Ehe über die Zahl der Priester und über deren Qualität entscheidet, möchte ich schlicht verneinen. Der evangelische Pfarrer hat gewiß andere Probleme, aber sie sind nicht minder groß. Für mich hat der Zölibat einen besonderen Signalcharakter gerade in einer Konsumgesellschaft. Wo jeder vom Haben lebt, kann der Zölibat auch die Aussage bedeuten: es geht auch anders. Allerdings möchte ich, was ich vorhin über das Prozeßhafte und in bezug auf die Ehe gesagt

habe, auch auf den Priester und seinen Weg beziehen: Wenn jemand im Verlauf seines Lebens aus Gründen, die ich nicht zu beurteilen habe, in bezug auf seine Lebensform zu einer anderen Entscheidung kommt, die zu seiner ursprünglichen Entscheidung für den geistlichen Beruf in Spannung steht, müßten Wege gefunden werden, die es ermöglichen, daß er – vielleicht in speziellen Feldern der Kirche – auch als Seelsorger und nicht nur da und dort als Religionslehrer dienen kann. Kirche sollte gelebten Glauben nicht als Fixierung, immer als Prozeß vertreten.

„Die letzte Wurzel für den Haß gegen das menschliche Leben liegt im Verlust Gottes“

Das Referat von Kardinal Joseph Ratzinger auf der Kardinalsversammlung

Beim außerordentlichen Konsistorium, der jüngsten vom Papst einberufenen Vollversammlung der Kardinäle vom 4. bis zum 7. April (vgl. ds. Heft, S. 205), führte der Präfekt der Glaubenskongregation, Kardinal Joseph Ratzinger, in das Beratungsthema „Bedrohungen des Lebens“ ein. Ratzinger fragt dabei nach den gesellschaftlichen und anthropologischen Wurzeln des von ihm diagnostizierten heutigen „Kriegs gegen das Leben“ und ortet sie in einem verkürzten Freiheitsverständnis der Moderne. Gleichzeitig geißelt der Kardinal eine Entpersönlichung der Sexualität, die nur noch als Gelegenheit zum Vergnügen erscheine, und einen falschen Feminismus, der an der Unterjochung der Frau mitarbeite. Er schlägt ein Dokument über den Schutz des menschlichen Lebens vor, das nicht nur der Ablehnung lebensfeindlicher Strömungen dienen, sondern vor allem die Botschaft vom unermesslichen Wert jedes Menschen verkünden soll. Wir dokumentieren das aufschlußreiche Referat des Präfekten der Glaubenskongregation in der vom deutschen „Osservatore Romano“ (19. 4. 91) veröffentlichten deutschen Fassung.

I. Biblische Grundlegung

Wollen wir das Problem der Bedrohung des Lebens angemessen aufgreifen und den wirksamsten Weg zum Schutz des menschlichen Lebens vor diesen Bedrohungen finden, so müssen wir vor allem die wesentlichen positiven und negativen Elemente der heutigen anthropologischen Debatte herausstellen. Wesentlicher Ausgangspunkt dabei ist und bleibt das biblische Menschenbild, wie es beispielhaft in den Schöpfungsberichten formuliert ist. Die Bibel umschreibt das Sein des Menschen und sein Wesen, das jeder Geschichte vorausliegt und sich nie in der Geschichte verliert, mit zwei Hinweisen:

1. Der Mensch ist nach dem Bild und Gleichnis Gottes geschaffen (vgl. Gen 1, 26); er ist „Gottes fähig“ und steht deswegen unter dem persönlichen Schutz Gottes, er hat

„sakralen Charakter“: „Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut wird durch Menschen vergossen. Denn: Als Abbild Gottes hat Er den Menschen gemacht“ (Gen 9, 6).

2. Alle Menschen bilden einen einzigen Menschen, weil sie von einem einzigen Vater Adam und einer einzigen Mutter Eva herkommen, der „Mutter aller Lebendigen“ (Gen 3, 20). Diese Einzigkeit des Menschenwesens, die die Gleichheit und die gleichen Grundrechte für alle einschließt, wird nach der Sintflut feierlich wiederholt und eingeschärft.

Beide Aspekte, die göttliche Würde des Menschenwesens sowie die Einzigkeit seines Ursprungs und seiner Bestimmung, werden endgültig in der Gestalt des zweiten Adams, nämlich Christi, besiegelt: Der Sohn Gottes ist für alle gestorben, um alle im endgültigen Heil als Gotteskinder zu vereinigen.

Diese Botschaft der Bibel bildet den Felsengrund der Würde und der Rechte des Menschen; sie bildet das große Erbe des echten, der Kirche anvertrauten Humanismus, und ihre Pflicht besteht darin, diese Botschaft in allen Kulturen, in allen Sozial- und Verfassungssystemen zu inkarnieren.

II. Die Dialektik der modernen Zeit

Werfen wir nun kurz einen Blick auf die moderne Zeit, so stehen wir vor einer bis heute andauernden Dialektik. Auf der einen Seite rühmt sich die moderne Zeit, den Gedanken der Menschenrechte, die jedem positiven Recht innerlich zugehören, entdeckt und diese Rechte auch in feierlichen Erklärungen proklamiert zu haben. Auf der anderen Seite sind diese theoretisch anerkannten Rechte noch nie derart tiefgreifend und radikal auf der praktischen Ebene geleugnet worden. Die Wurzeln dieses Widerspruchs sind auf dem Gipfel der modernen Zeit zu suchen, in den aufklärerischen Theorien des Wissens und